

dtv Taschenbücher

Die fingierte Revolution

Bulgarien, eine exemplarische Geschichte

Bearbeitet von
Ilija Trojanow

1. Auflage 2006. Taschenbuch. 256 S. Paperback

ISBN 978 3 423 34373 2

Format (B x L): 12,4 x 19,1 cm

[Weitere Fachgebiete > Medien, Kommunikation, Politik > Politikwissenschaft
Allgemein > Politische Globalisierung](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

dtv

»Ich habe Bulgarien nur aufgrund des biografischen Zufalls gewählt. Das Thema, das mich zum Schreiben dieses Buches bewegt hat, ist von weitreichenderer Bedeutung. Es betrifft die Welt zwischen Berlin und Wladiwostok, den Machtbereich eines einst gewaltigen Imperiums. Am Beispiel Bulgariens wollte ich erfahren und verstehen, was seit 1989 geschehen war, wie sich die Details einer Entwicklung darbieten, der in jedem Artikel und jeder Sonntagsrede das Prädikat ›historisch‹ verliehen wird.«

Ilija Trojanow, 1965 in Sofia geboren, floh mit seiner Familie 1972 aus Bulgarien über Jugoslawien und Italien ins politische Asyl nach Deutschland. Er hat in Afrika, Indien und Südafrika gelebt und wurde für sein Werk mit zahlreichen Literaturpreisen ausgezeichnet, zuletzt 2006 mit dem Preis der Leipziger Buchmesse für den Roman ›Der Weltensammler‹.

Ilija Trojanow

Die fingierte
Revolution

Bulgarien, eine
exemplarische Geschichte

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Ilija Trojanow sind
im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Die Welt ist groß und Rettung lauert überall (dtv 12654)
Autopol (dtv 24114)

Aktualisierte Neuauflage

Dezember 2006

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

© 1999/2006 Carl Hanser Verlag München Wien

Erstveröffentlichung unter dem Titel:

›Hundezeiten. Heimkehr in ein fremdes Land‹

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk, einschließlich aller seiner Teile,
ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen
des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und
strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Peter-Andreas Hassiepen

unter Verwendung eines Fotos von Didier Ruef

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch

Gesetzt aus der Stempel Garamond 9,5/11,25

Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN-13: 978-3-423-34373-2

ISBN-10: 3-423-34373-7

Für alle Opfer des totalitären Regimes, die in den Kerkern erschlagen, an den Grenzen erschossen, in den Lagern zu Tode geschunden wurden, die an radioaktiven Folgeschäden verendeten und in der Armee verunglückten.

Für alle Opfer der neuen, demokratischen Zeit, die in ihrer Wohnung erfroren, aus Mangel an Medizin und ärztlicher Betreuung dahinsiechten oder sich in ihrer endlosen Verzweiflung selbst getötet haben.

»Volk, du warst zu lange am Boden, erhebe dich!«

P. Slawejkow, bulgarischer Dichter

Inhalt

| | |
|--|----|
| VORAB | 9 |
| DER ERSTE KREIS | 10 |
| DIE VERDRÄNGUNG DER REAL EXISTIERENDEN GESCHICHTE .. | 19 |

Die Erschaffung des Pluralismus

| | |
|---|-----|
| Die letzte Rede des Generalsekretärs | 39 |
| Der Anfang der bösen Mär | 45 |
| Die Dissidenten der ersten Stunde | 49 |
| Wir machen uns eine Opposition | 62 |
| Die Wandlungen eines Chamäleons | 80 |
| Bei solchen Feinden braucht man keine Freunde | 84 |
| Aus der Provinz. Blagoewgrad | 112 |
| Der Hungerstreik | 115 |
| Präsident oder Zar? | 120 |
| Aus der Provinz. Ljubimez | 129 |
| Der Winter unseres Missvergnügens | 133 |
| DAS GOLDENE ZEITALTER DER INTELLIGENZIJA | 137 |

Die Piratisierung der Wirtschaft

| | |
|---|-----|
| Das Märchen von der Gleichheit | 143 |
| TEXIM oder das Leid des Propheten im eigenen Kommunismus | 147 |
| Von Bauern und Betrügern | 164 |
| Proletarische Porträts | 172 |
| Die großzügigen Bankiers | 181 |
| Wessen Schuld sind die Schulden? | 190 |
| DAS INNENLEBEN EINER KLEINSTADT | 198 |

Der zweiarmige Bandit – Staat & Mafia

| | |
|--|-----|
| Mafiotisierung im Fünfjahresplan | 211 |
| Teuflische Inkarnationen | 216 |
| Die Maxwell-Connection | 220 |
| Der Raub des Jahrhunderts | 224 |
| Die Privatarmeen | 226 |
| Das Beispiel Multigroup | 233 |
| | |
| DIE MACHT KOMMT AUS DEN DOSSIERS | 238 |
| | |
| DANKSAGUNG | 250 |
| | |
| BIBLIOGRAFIE | 251 |

Vorab

Diese literarische Reportage über Bulgarien handelt nicht von Bulgarien allein, sondern von einer der turbulentesten und faszinierendsten Episoden der Weltgeschichte. Was mich vor Jahren zum Schreiben dieses Buches bewegt hat, ist der Mythos von der Revolution im Jahre 1989. Es betrifft die Welt zwischen Berlin und Wladivostok, den Machtbereich eines gewaltigen Imperiums. Am Beispiel Bulgariens wollte ich begreifen, was 1989 und in den Jahren danach geschehen ist. Um die enthusiastischen Tage des Herbstes 1989, in denen das Volk Banner und Fahnen, Kerzen und Plakate durch die Straßen trug, in der Überzeugung, den Lauf der Geschichte in den eigenen Händen zu halten, nicht unter Wert zu verkaufen, erfand man neue Begriffe: die purpurne Revolution, die zarte Revolution, die Nelkenrevolution. Die Franzosen sprechen von einer *révolution négociée*, Ralf Dahrendorf prägte den Begriff der *Refolution*. In Quintessenz: eine Revolution ohne Revolution. Oder, um einen weiteren Begriff zu erfinden: eine fingierte Revolution.

Viele wunderten sich über den friedlichen Abgang eines allmächtigen totalitären Systems; mich hingegen erstaunte, dass sowohl Protestierende als auch Beobachter annahmen, die staatlichen Institutionen und gesellschaftlichen Kräfte, die das Rückgrat des alten Regimes gebildet hatten, würden sich auflösen und nur einen bitteren Nachgeschmack hinterlassen. Übrig bleiben würden einzelne Personen, Individuen von verminderter Schuldfähigkeit, die sich den neuen Gesetzen unterwerfen, der neuen Zeit anpassen. In Wirklichkeit inszenierten gerade diese Kräfte den Umbruch. Gewiss kontrollierten sie nicht alle Entwicklungen zu jeder Zeit, und sie mussten stets die Interessen der Gewinner des Kalten Krieges, der USA, der NATO und der EU, berücksichtigen, aber im Großen und Ganzen lenkte die ehemalige Nomenklatura, die regierende und privilegierte Oberschicht des »kommunistischen« Staates, die Ereignisse. Dies zu belegen ist Aufgabe dieses Buches.

DER ERSTE KREIS

Ich war ohne die einheimischen Verteidigungsmechanismen, jenen Einstellungen, die das Unglück zugleich mitverursachen. Mir blieb nichts anderes übrig, als auf den Morgen zu warten.

V. S. Naipaul

Dieser Junge wird dich fahren, sagt der Halb-Uniformierte, der Ordnung unter den Taxifahrern am Flughafen halten soll. Der Mann, auf den er deutet, könnte schon zweifacher Großvater sein. Das soll ein Junge sein? frage ich. Ach, du weißt doch, so reden wir halt.

»Junge, gib mir den Koffer, kommst du aus München oder aus Berlin? Ich hab einen Freund in Deutschland, den habe ich mal besucht, in Bochum, kennst du das? Hat sich schön eingerichtet dort, da zieh ich den Hut. Was hast du hier eigentlich verloren? Ist doch viel schöner dort.«

Um der gewohnten Tirade etwas Richtung zu geben, frage ich, was sich in letzter Zeit geändert habe.

»Geändert? Ich sag dir, was sich geändert hat. Beschissener ist es geworden, noch viel beschissener. Die Leute halten es nicht mehr aus. Sie bringen sich reihenweise um. Gestern erst eine Rentnerin. Hat sich aus dem siebzehnten Stock geschmissen. Schreibt die Zeitung, sie war depressiv. Letztes Jahr haben sich fünfzehntausend die Kugel gegeben, wo kommen die ganzen Depressiven plötzlich her? Sie hat es einfach nicht mehr ausgehalten, das ist die Wahrheit, verstehst du? Es reicht. Stückweise haben sie uns verschachert. Dieses Volk hat keinen Mut mehr, es ist fertiggemacht worden, es ist platt. Wer Verstand hat, macht sich vom Acker. Werden nur noch wir Alten übrig bleiben und über Ökonomie reden. Was soll das sein, Ökonomie? Jeder redet darüber, als wüsste er Bescheid. Jeder singt das alte Lied mit neuer Stimme. Wann haben sie dieses Lied erfunden: Heute bin ich mit diesen zusammen, und morgen, wenn's nicht läuft, bin ich mit den anderen zusammen.«

Die erste Agglomeration von Plattenbauten auf dem Weg in die Innenstadt heißt *Drujba*, was Kameradschaft bedeutet, aber nicht in einem ideellen Sinne, sondern als einstige Verpflichtung gegenüber

der Sowjetunion, als Kameradschaft zwischen einer Kolonie und einer Imperialmacht. Hinter Drujba heben sich die Wohntürme der verschiedenen *Mladost*-(Jugend-)Komplexe vom dunklen Vitoscha ab, dem über zweitausend Meter hohen Hausberg Sofias. Ab einem gewissen Alter, heißt es, sei der Mensch für sein Aussehen verantwortlich. Wie soll das nicht für Städte gelten, vor allem wenn sie schon zwei Jahrtausende auf dem Buckel haben. Von der einstigen, natürlichen Schönheit Sofias ist kaum etwas übrig geblieben ...

»Bulgarien braucht eine starke Hand, einen klugen Diktator, so jemanden wie Franco. Der hat die Wirtschaft in Gang gebracht, den Menschen ging's gut. Das ist doch das Wichtigste. Hat die Kommunisten beseitigt und auch die Korruption – das nenne ich einen klugen Diktator. Oder Pinochet, wie der Chile in Ordnung gebracht hat, hast du das gesehen, Junge, wie der in Chile aufgeräumt hat.«

»Wie hat er denn aufgeräumt?«, gelingt es mir zu fragen, als er seinen Monolog unterbricht, um die sexuellen Praktiken zwischen einem Verkehrsgegner und seiner Mutter zu beleuchten. Wir biegen in den Boulevard, der einst Lenin gewidmet war und nun den Namen eines anderen Russen trägt, des Zaren Alexander II., der die Bulgaren vom Osmanischen Reich befreit hat.

»Er hat jede Menge Kommunisten erschossen, genau das, was wir hier gebraucht hätten. An die Wand, und dann trrrrrrrrr. Bei uns klauen diese Verbrecher immer noch wie verrückt. Sogar das Brot klauen sie uns. Im Fernsehen haben sie einen Arbeiter interviewt, der sagt: Damals, als das Zeug nach Jugoslawien exportiert wurde, da fiel meine Mütze ins Getreide. Und siehe da, als wir jetzt das eingeführte Getreide ausladen, finde ich meine Mütze wieder! So läuft das bei uns. Und die Bullen sind so frech geworden, die schlucken mehr als das Auto. Also, wer fleißig ist, der kommt als Taxifahrer gut über die Runden. Du musst aber Zwölf-Stunden-Schichten fahren. Ich mach schon mal vierzehn Stunden. Ist nicht schlecht im Wagen. Ich hab meine Musik. Was soll ich zu Hause? Meine Frau sitzt den ganzen Tag rum, mit ihrer Mutter und der Nachbarsfrau, was meinst du, was die tun? Schauen sich die Sitzungen vom Parlament an. Früher wurde so was nicht übertragen. Da hast du dir Gott weiß was vorgestellt, wie die ihre Sitzungen abhalten. Jetzt kannst du all die Deppen sehen, der eine ungekämmt wie ein Straßenjunge, der andere mit einer Verbrecherfresse wie aus einem Film. Und über

was sie debattieren, nicht auszuhalten. Lauter Schwachköpfe. Gibt es dort einen einzigen Menschen mit Verstand, der was anpackt? Und das schaut sich meine Frau den ganzen Tag an. Früher hatte sie für so was keine Zeit, früher hat sie gearbeitet.«

Kurze Zeit später setzt mich der Mann in einer der Trabantenstädte ab, die Sofias Zentrum umgürten. Und ich fahre in den zwölften Stock, zu den Menschen, die mir über Monate hinweg ein Zuhause bereiten werden.

Am Abend, wenn die meisten Fenster aufscheinen, wirkt die Vorstadt fast wie Los Angeles – ein Meer von Lichtern unter dem Fenster im zwölften Stock. Mit dem Tageslicht fliegt die Täuschung auf und erstarrt zu einem Stilleben urbaner Hässlichkeit; Plattenbauten in Reih und Glied. Zwischen den Wohnblöcken lebt es sich nicht, hier werden keine Blumenbeete gepflanzt, wer hinaustritt, geht nicht flanieren. Nur wenige Kinder tollen umher. Schutthaufen aus der Zeit des Erstbezugs vor zwei Jahrzehnten liegen noch herum, zwischen ihnen führen Trampelpfade. Vor dem Wohnblock haben sich zwei Laternen zur Seite gelegt, schief wie der Mast eines untergehenden Schiffes. Graffiti drücken den Außenwänden und Eingängen einen kritzeligen Stempel auf, mit einem Schrei oder einem Stöhnen, im *House of Pain*, und im Fahrstuhl: *Faith No More*.

Früher hielt eine Rentnerin das Treppenhaus sauber, für ein monatliches Salär, das – auf die siebzig Parteien umgelegt – für jeden Haushalt nicht einmal den Preis eines Trambilletts ausmachte. Nach einiger Zeit treuer Reinigungsdienste bat die Rentnerin um eine Gehaltserhöhung, die durch die Inflation mehr als gerechtfertigt war. Der Rat der Hausbewohner tagte und lehnte ab. Seitdem versinkt das Treppenhaus in Schmutz und Hundescheiße. Tagtäglich gehen die Einwohner an den kaputten Fenstern, den verbeulten Briefkästen, den aus den Fassungen gerissenen Drähten und den zerkratzten Lifttüren vorbei. Vielleicht stört sich mancher sogar daran, aber keiner wechselt die ausgebrannte Glühbirne.

Am Horizont (vom Fenster aus, im zwölften Stock) rauchen die Schornsteine; vier elegante und zwei bauchige Türme paffen Wölkchen in den Himmel, Tag und Nacht, im Sommer begleitet von flirrenden Kopfschmerzen, im Winter von bleischwerem Nebel, was

immer sie ausstoßen – ob Schwefeldioxid, verkohlte Hoffnungen oder gräuliche Verhöhnungen der Vorstadtbewohner.

Jetzt, im Winter, wirken die Blocks verlassen, die Balkons treiben Satellitenschüsseln wie riesige weiße Pilze nach dem warmen Regen der neuen Zeit. Wie große, gen Westen gerichtete Ohren. Die Kids lernen die Tanzschritte eines Genies von MTV-Gnaden, die Älteren erfahren jeden Vorabend, dass in Mexiko auch die Reichen weinen. Gespräche werden von Eurosport oder Nova Televisia untermalt. Wenn man sich überhaupt unterhält. Der Mensch hat sich abgekapselt, sich für wenige private Stunden isoliert von dem Schmutz und dem Betrug jenseits seiner Wände. Er hat sich in die Enge seiner Wohnung zurückgezogen, hält sie sauber, ordentlich, noch staubt er die Nippes auf dem Büfett ab. Die Gastfreundschaft, früher heilig, ist der Verarmung zum Opfer gefallen. Einladungen sind selten geworden, ein Abendessen oder ein Besäufnis im Freundeskreis übersteigen die Möglichkeiten aller Renten und vieler Gehälter.

Der Bus fährt, er schaukelt und bremst und ruckelt, als bestünde die Ladung aus Kartoffeln. Wenn die Menschen in dem überfüllten Bus Kartoffeln wären, würde keiner sie kaufen. Sie ertragen alles, egal, wie tief die Pfützen sind, in die sie auf den Straßen der Hauptstadt stolpern. Sie lächeln nicht, ihr seltenes Lachen klingt wie Raucherhusten. Jeder steht für sich allein da, gegen die Ellbogen der anderen gepolstert mit eigenen Nöten und Sorgen.

Eine alte Frau schleppt sich und drei Beutel mit je sechs 1,5-Liter-Wasserflaschen die Stufen hinauf. Der Bus ist voll, und keiner hilft ihr. Die Frau atmet schwer, lehnt sich gegen eine der Stangen und lässt ihren Kopf hängen. Die meisten Plätze sind von Jugendlichen besetzt. Ein alter Mann steht auf, überlässt seinen Platz der Frau.

»Wie können Sie in Ihrem Zustand so schwer tragen?«

Die alte Frau trägt abgenutzte Kleidung, aber nicht zerrissen, nicht schmutzig.

»Was soll ich machen? Uns ist das Wasser abgestellt worden. Es sind so viele Zigeuner im Haus, die zahlen ihre Rechnungen nie. Ich muss Wasser aus dem städtischen Bad holen. Wasser für alles, zum Trinken, zum Kochen, zum Waschen.«

»Haben Sie denn niemanden, der Ihnen hilft? Das ist doch keine Arbeit für Sie.«

»In den zehnten Stock muss ich alles hochtragen. Und manchmal geht der Lift nicht. Helfen ... wer soll denn helfen? Wo habt ihr Hilfe gesehen? Bei meinem Herz. Fünfzig Lewa geben sie mir für die Medikamente, und tausend kosten sie. Das nennen sie Hilfe.«

Einige Stationen später quält sich die alte Frau hinaus und taumelt die kalte Straße hinunter.

Die Innenstadt war bei einem Kurpfuscher in Behandlung. Er hat sein Medikalköfferchen geöffnet, die Reklamen, Schriftzüge und Warenzeichen herausgeholt und sie an die alten, ungepflegten Fassaden gehängt. Manch ein Gebäude ist von so vielen westlichen Trademarks bedeckt, dass seine Dürftigkeit dahinter verschwindet. Anstelle von Losungen wie »Frieden – Arbeit – Sozialismus« kleben auf den Tafeln Modeschauen mit unerreichbaren westlichen Entwürfen. Wenn die Erinnerung durchschimmern würde, könnten strahlende junge Frauen und Männer in Diensten von Boss versprechen: »Wir wollen den Fünfjahresplan in vier Jahren erfüllen!«

Zwischen der geschichtsträchtigen Kirche Sweta Nedelja und der einzigen erhaltenen Moschee der Stadt lädt die größte Werbetafel des Landes nach Marlboro Country ein – in der Vision eines bekannten Karikaturisten rennen die Massen der Tafel entgegen und schreien: Wir kommen! Wir kommen! Seit 1989 sind etwa eine Million meist junger, gut ausgebildeter und begabter Menschen dem Ruf gefolgt, haben sich über Kanada und Argentinien, Südafrika und Australien, Frankreich und Deutschland verstreut. Weiterhin wünschen sich die meisten Jüngeren weg; jeder plant, wie er kann.

Eine Jurastudentin von der Freien Universität vertraut mir ihren Traum von einem Auslandsstipendium an. Wenn möglich für Bankwesen oder Finanzrecht. Wo auch immer, sagt sie, ich komm dort schon zurecht.

Ein Matrose ruft seinen Freund in Sofia an: Ich bin in Burgas, Brüderchen, ich heuer wieder an, ja ja, ich mit meinen alten Knochen, wir werden vor Lateinamerika herumfischen, ich versuch mich irgendwo an Land zu schmuggeln. Die schicken dich doch nur wieder zurück, sagt sein Freund. Ich muss es versuchen, Brüderchen. Ich halte es hier nicht mehr aus.

Ein alter Emigrant, der nach vierzig Jahren Fremde vor kurzem erst zurückgekehrt war, trompetet seine anstehende Abreise hinaus.

Wenn ihr die Sache hier in Ordnung gebracht habt, sagt er nun seinen Freunden, ruft mich an – ich komm dann wieder.

Zwei Zehnjährige aus Blagoewgrad – das meldet die Zeitung – werden von der Bahnpolizei aufgegriffen. Sie warten schon seit zwei Tagen am Hauptbahnhof, versteckt zwischen Waggons und Ladungen, auf den Zug nach Amerika. Befragt, was sie in Amerika wollten, antworten sie: Hier lässt es sich nicht leben. Wenn es Züge nach Amerika gäbe, könnte die Heimat dichtmachen.

Die Jungen versuchen, dem Land zu entfliehen, die Alten verlassen es im Tode. Man braucht keine Todesziffern, man muss nur einer Beerdigung beiwohnen – die Friedhöfe sind von frischen Gräbern aufgewühlt, als seien Herden von Maulwürfen unterwegs.

Wie soll der Rentner überleben? Er muss sich entscheiden, zahlt er Heizung oder isst er. Angenommen, er entscheidet sich für das Letztere. Dann kann er sich täglich folgendes Menü leisten: einen halben Liter frische Milch, einen halben Liter Joghurt und einen Laib Brot. Mit den Pfennigen, die übrig bleiben, kann er sich ein bisschen *Tschubriz*a kaufen, zum Würzen des trockenen Brotes. Und er kann seine Meisterschaft im Konservieren kultivieren. Von Frühsommer bis Spätherbst wird eingelegt, werden Paprika gebraten, Kirschen gekocht, Karotten, Gurken und grüne Tomaten zu *Troschija* gemacht. Die eingekellerten Glaskonserven, die Marmeladen, das Kompott bringen durch den Winter. Der ehemalige Präsident war von dieser Durchhaltetechnik so begeistert, dass er im Überschwang verkündete: Das Volk kann mit seinen selbst gemachten Konserven sogar einen Atomkrieg überleben. Mag sein, den Frieden aber, den überleben die Rentner nicht.

Gegenüber dem Parteidom sitzt das Präsidialamt in einem stalinistischen Komplex, der im Innenhof einer mittelalterlichen Kirche so viel Platz lässt wie einem Häftling im Gefängnisarree. Zwischen den schweren Arkaden streunen wilde Hunde. Während ich staune, höre ich einen Rentner sagen: Schade, dass sie noch keine Minister fressen.

Hundezeiten. Die Wende hat den Haushund in die großen Städte gebracht. Früher gab es Hunde auf dem Dorf, Hunde, die eine Aufgabe hatten, etwa die Ziegen zu bewachen. Ein Tierchen auf dem Sofa war den Bulgaren fremd. Angesichts der zunehmenden Kriminalität begannen sich die Städter hinter ihren schwachen Türen un-

sicher zu fühlen. Geschichten und Gerüchte von grausigen Überfällen machten die Runde, die Zeitungen beunruhigten ihre Leser täglich mit einer Seite konzentrierter Verbrechen. Und je einsamer die Menschen wurden, je mehr ihre zwischenmenschlichen Beziehungen verkümmerten, desto mehr kamen sie auf das Tier. Der Hund erschien ihnen als Retter der Kleinen, als Tröster der Schwachen. Ein gewisser Snobismus war ihnen auch nicht fremd, getragen von der Sehnsucht nach dem Westen, diesem televisionär beigeordneten Westen, in dem sich der Bürger nicht nur eines schmucken Häuschens, eines schicken Autos und einer strahlenden Kücheneinrichtung erfreut, sondern auch seinen Hund Gassi führt oder von seinem Mops angesprungen wird, wenn er nach getaner Arbeit heimkehrt. Die Nachahmung begann mit dem Hund. Die engen Wohnungen füllten sich mit großen und kleinen Hunden, mit reinrassigen Schäferhunden und allen möglichen Bastarden. Gespräche über Hunde kamen auf die Tagesordnung. Auf den Büchertischen tummelten sich Ratgeber zu Hundezucht und Tierhaltung, die meisten in englischer Sprache.

In den ersten Jahren nach der Wende ging es den Menschen schlecht, sie waren aber sicher, dass es ihnen bald besser gehen würde. Es war viel von Aufbruch die Rede, von einem Tal, das durchschritten werden muss, von einem Zwischentief. Keiner vermutete, dass der Abstieg andauern, dass zum Ende des Jahrhunderts der bisherige Tiefpunkt erreicht werden würde. Plötzlich konnte man sich den Hund nicht mehr leisten, sein Fressen nicht, und noch weniger die vorgeschriebenen Impfungen, die Tierarztbesuche. Das überstieg die finanziellen Möglichkeiten jener, die auf dem Markt jeden Apfel dreimal umdrehen, ehe sie ihn in den Einkaufskorb legten. Die Hunde wurden massenhaft aus den Wohnungen vertrieben, ausgesetzt.

Die herrenlosen Hunde schlossen sich zu wilden Rudeln zusammen. Vor den Geschäften zitterten sie im Winter mit hängender Zunge. Sie wühlten in den Abfällen, sie sprangen in die Mülltonnen und suchten nach Essbarem. Es gab aber keine Reste mehr, die Knochen waren schon abgenagt. Die Viecher heulten, manchmal die ganze Nacht hindurch. Wer einen leichten Schlaf hatte, kam nicht zur Ruhe. Die Köter fraßen sich gegenseitig auf, sie wurden erschlagen, sie fielen Menschen an, zerfleischten sie. Man las: In den

Wäldern von Schumen leben 5000 Hunde, töten alles Wild, überfallen in großen Rudeln die nahen Dörfer. Die Bewohner trauen sich nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr aus den Häusern. Auf 100 000 schätzte man die Zahl der herrenlosen Viecher in der Hauptstadt, gegenüber 60000 registrierten Haustieren. Die Krankenhäuser verzeichneten im Jahre 1996 6500 Hundebisse, 1000 Kinder wurden schwer verletzt. Jede Woche berichteten Zeitungen von alten Menschen, die totgebissen wurden. Um die lebensbedrohliche Zahl der Hunde zu senken, sei die Kastrierung die humanste Alternative, meinten die Tierärzte. Und sie mahnten Eile an, denn ein zeugungsfähiges Männchen in freier Stadtbahn könne in sechs Jahren bis zu 67000 Welpen zeugen. Nur kostet die Kastrierung zehn Dollar, ein Drittel der durchschnittlichen Monatsrente, und solche Summen verschwenden weder Stadträte noch Privatleute an Hunde.

An manchen Abenden sitze ich mit Bekannten und Freunden in der Küche zusammen. Keiner sieht einen Ausweg aus der Krise, keiner erwartet größere Veränderungen in den nächsten Jahren oder Jahrzehnten, und doch glaubt jeder an einen Retter. »Weltbank«, murmelt einer, »Kredite« ein anderer, ein Dritter posaunt »Investitionen« hinaus – diese Hoffnung trumpft mit dem Selbstbewusstsein einer nicht erprobten Alternative auf –, »Tourismus«, flüstert ein weiterer, »die EU«, fügt ein weiterer hinzu, »die Zeit«, gibt der Mann in der Ecke so traurig wie weise zu bedenken. Hoffnungen wie alter Kaugummi, ohne Geschmack. Aber wenn es nun einmal nichts anderes zu kauen gibt? Die Rettung soll auf jeden Fall von oben (Gott oder Zar) oder von außen kommen, von einem NATO-Beitritt, von der Aufnahme in die Europäische Union. Von unten, vom Volk, erwartet keiner etwas.

»Ach, ihr wisst doch, was für ein *skapan narod* wir sind.«

(Als ich unter Germanisten in Bulgarien nachfrage, wie man wohl am besten *skapan narod* übersetzt, fällt ihnen nur eine Lösung ein: *Scheißvolk*.)

Dann wird ausgiebig über das Volk philosophiert – alles hat im heutigen Bulgarien eine Philosophie; das Bramarbasieren im akademischen Gewand wird für das Kostüm gehalten, das einem Zugang zum europäischen Karneval gewährt –, und das Gerede läuft immer gleich ab:

»Wir, die Bulgaren, haben großartige Qualitäten, aber die Umstände, die hindern uns daran, sie zu entfalten.«

»Welche Umstände?«

»Die Byzantiner, die Osmanen, die Kommunisten, die Mafioten. Über die ganzen Jahrhunderte hinweg, in denen diese Störer Bulgarien okkupierten, blieb der Wein unserer Eigenschaften vorzüglich, nur schmeckte er sauer, weil der falsche Wirt die Fässer lagerte, die Schläuche öffnete.«

»Gibt es hierfür Beweise?«

»Natürlich. Wohin auch immer es einen Bulgaren verschlagen mag, er fällt auf die Füße, kommt auf die Beine, bringt etwas zustande.«

(So wie der Freistoßvirtuose Stoitschkow, der Außenausstatter Christo oder der Strukturalsemiotiker Todorow.)

Oder: Wir haben verlernt, erstens: hart zu arbeiten, zweitens: für uns selber Verantwortung zu übernehmen, drittens: ehrlich zu sein.

Später am Abend, wenn genügend Rakia nachgeschenkt wurde, kommen die Träume eines Waisenkindes auf den Tisch: Wieso kolonialisieren uns die Deutschen nicht? Ja, es war so schön, als die Deutschen und die Bulgaren im Ersten und im Zweiten Weltkrieg Waffenbrüder waren.

DIE VERDRÄNGUNG DER REAL EXISTIERENDEN GESCHICHTE

Da sind zum Beispiel alle jene alten Bekannten, die mir früher jahrelang geschrieben, damit aber in dem Augenblick aufgehört haben, als sie merkten, dass man sich durch Briefwechsel mit mir, dem Wohlüberwachten, recht Unangenehmes zuziehen könne. Jetzt teilen sie mir mit, daß sie noch leben, daß sie stets warm an mich gedacht und mich um mein Glück, im Paradies der Schweiz zu leben, beneidet hätten und daß sie, wie ich mir ja denken könne, niemals mit diesen verfluchten Nazis sympathisiert hätten. Es sind aber viele dieser Bekenner jahrelang Mitglieder der Partei gewesen. Jetzt erzählen sie ausführlich, daß sie in all diesen Jahren stets mit einem Fuß im Konzentrationslager gewesen seien, und ich muß ihnen antworten, daß ich nur jene Hitlergegner ernst nehmen könne, die mit beiden Füßen in jenen Lagern waren, nicht mit dem einen im Lager, mit dem anderen in der Partei. Dann gibt es treuherzige alte Wandervögel, die schreiben mir, sie seien damals, so etwa um 1934, nach schwerem innerem Ringen in die Partei eingetreten, einzig, um dort ein heilsames Gegengewicht gegen die allzu wilden und brutalen Elemente zu bilden. (...) Nicht einer von ihnen schreibt, er bereue, er sehe die Dinge jetzt anders, er sei verblindet gewesen. Und auch nicht einer schreibt, er sei Nazi gewesen und werde es bleiben, er bereue nichts, er stehe zu seiner Sache. Wo wäre je ein Nazi zu seiner Sache gestanden, wenn diese Sache schief ging? Ach, es ist zum Übelwerden.

Hermann Hesse,
aus einem offenen Brief an Luise Rinser, 1946

Dienstagmorgens um zehn Uhr treffen sie sich in einer Gaststätte am Platz Slaweikow. Es darf kommen, wer Zeit in einem Gefängnis oder in einem Lager des alten Regimes verbracht hat und alle paar Monate einmal eine Flasche Schnaps mitbringt. Der Wirt überlässt den alten Männern den langen Tisch hinter dem Eingang, neben dem Fenster, das zu dem Platz blickt, auf dem die Bouquinisten gerade ihre Stände aufbauen, die Prophezeiungen von Nostradamus

entstauben, den glänzenden Umschlag von Grisham zurechtrücken und den Preis für den englischen Sprachkurs ausradieren und mit Bleistift erhöhen. Jeden Dienstag teilen sich die Alten die Freude einer Flasche Rakia, solange sie währt. Beim Wirt bestellen sie kaum etwas; wenn nach ihrem Weggang drei leere Kaffeetassen zurückbleiben, schätzt er sich glücklich.

»Ich bin Schnapstrinker.«

»Heute Morgen habe ich mir vorgenommen, nicht zu trinken.«

»Ach, das nehme ich mir jeden Morgen vor.«

So weit geht die Achtung des Wirtes vor den Alten nicht, dass er sie mittags, wenn die zahlende Kundschaft aus den Büros und politischen Zentralen der Umgebung einströmt, nicht hinausweisen würde. Jeden Dienstag um Punkt zwölf Uhr. Dann müssen die Alten jenen Platz machen, die von der Vergangenheit profitiert haben.

An diesem Tag ist einer hinzugekommen, der im Ausland lebt, der nach seiner Haftzeit in den Westen geflohen ist. Er kann es sich leisten, die zwei Dutzend Männer, die zusammen mehr Jahre in den Zellen und Baracken der Volksmacht verbracht haben, als die gesamte Regierung Lebensjahre zählt, zum Mittagessen einzuladen.

Die Alten beugen sich tief über die Teller und schaufeln das Essen in sich hinein, ohne ein einziges Mal aufzublicken. Hände, die zittern, Münder, die schlürfen, Zungen, die lallen, Speichel, der unbemerkt über das Kinn und auf die Mäntel tropft, die sie alle angelesen haben, obwohl der Wirt heizt. Wenn es so etwas wie Helden gibt, dann sind sie an diesem Tisch versammelt, wie jeden Dienstagmorgen, um eine einzige Flasche Schnaps herum.

Anfangs beäugen sie mich, den mehr als dreißig Jahre Jüngeren, etwas misstrauisch. Allmählich finden sie sich mit meiner Anwesenheit ab, reden freier und lassen manches fallen, das für mich bestimmt ist.

»Meine Tochter macht immer noch die Tür zu, bevor sie etwas gegen die Staatsgewalt sagt.«

»Viele Menschen trauten sich nicht einmal, ihren Kindern zu erzählen, dass sie im Lager waren.«

»Unser Nachbar sitzt vor seinem Haus und starrt uns an. Der hat mich die ganze Zeit denunziert. Er hat mir seine Rente zu verdanken. Alle 15 Tage hat er einen Bericht geschrieben ... wer uns be-